

Auf dem Weg zu größerer Gemeinschaft

Persönliche Erwägungen im Kontext der eigenen ökumenischen Arbeit

VON IRENE KOENIG

1. Vorbereitung in einer Umbruchzeit

Als Ende 1988 die Gliedkirchen des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR ihre Delegierten benannten, geschah dies in einer Zeit starker Spannungen zwischen Staat und Kirchen. Der Hauptvorwurf seitens des Staates hieß: Die Kirchen mischen sich in staatliche Belange ein; denn dem Staat DDR erschien als Bedrohung, was der konziliare Prozeß ausgelöst hatte. Die Ökumenischen Versammlungen in Dresden und Magdeburg „Gerechtigkeit – Frieden – Bewahrung der Schöpfung“ hatten erstmals umfassend und in großer Öffentlichkeit die Fragen der Gesellschaft und der Mitverantwortung der Christen angesprochen und dies in ökumenischer Gemeinschaft von evangelischen Landes- und Freikirchen sowie der römisch-katholischen Kirche. Damit war auch in der ökumenischen Arbeit in der DDR ein neues Stadium erreicht.

Als die Delegierten im September 1989 zu ihrer ersten Vorbereitung zusammenkamen, trafen täglich Meldungen über steigende Zahlen von Ausreisearträgen, über Flucht und Botschaftsbesetzungen ein, doch die Ursachen von Unzufriedenheit und Fehlentwicklungen in der Gesellschaft wurden in der Öffentlichkeit noch immer nicht diskutiert. „Aber da waren viele, die wollten bleiben, trotz der Dunkelheit. Darunter viele Christen. Wir wollten dort bleiben, wo Gott uns hingestellt hatte . . .“, so sagten wir es in einer kurzen Sprecherszene in Canberra.

Die folgenden Vorbereitungstreffen fanden in einer neuen Situation statt, erst hatten sich die Grenzen der DDR geöffnet, dann gab es die DDR als Staat nicht mehr. Nach Canberra fuhren zwar noch zwei Delegationen, eine der EKD, eine vom Bund der Evangelischen Kirchen (und mit ihnen jeweils auch freikirchliche Delegierte), aber alle waren wir Bürger einer größerge-wordenen Bundesrepublik Deutschland.

Diese Umwälzungen spielten bei der Vorbereitung eine wichtige Rolle. Was würden die Christen aus aller Welt von uns hören wollen? Wie müssen wir die Fragen nach Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung nun neu stellen und beantworten? Wo werden wir umdenken müssen? Wirkt es sich aus auf unsere Beziehungen zu unseren Schwestern und Brüdern in der sogenannten

Dritten Welt, daß wir nun zur sogenannten Ersten Welt gehören? „Hört, was der Geist den Gemeinden sagt“ – was würden wir als Antwort hören auf unsere Fragen, unsere Freuden, Hoffnungen und Befürchtungen?¹

2. Erfahrungen

Die ostdeutschen Delegierten hatten zwar alle ökumenische Erfahrungen im eigenen Lebensbereich, die Mehrheit hatte auch an Begegnungen auf internationaler Ebene teilgenommen, doch niemand war bisher als Delegierter auf einer Vollversammlung des ÖRK. Da insgesamt 80 % der Delegierten aller Kirchen „Vollversammlungs-Neulinge“ waren, hätte diesem Umstand durch besonders sorgfältige Tagungsmethodik Rechnung getragen werden müssen. Dies geschah leider nicht, und so äußerten viele über den Arbeitsstil großen Unmut, nicht nur die Europäer. In Vancouver war über zuviele Referate geklagt worden. Um dies zu vermeiden, wurden diesmal die Themen der Plenarsitzungen „präsentiert“ mit Videos, Tanz, Theater und Musik. Die Delegierten im dunklen „Royal Theatre“ blieben dabei weitgehend Zuschauer und hätten doch zu vielem Stellung nehmen wollen, ja müssen.

So fühlten sich nicht wenige „mundtot“ gemacht, viele nicht ernst genommen. Die Präsentationen trugen wenig bei zur Arbeit in den Sektionen, und sie kosteten viel Zeit, die dann in der zweiten Woche fehlte, als in immer kürzeren Abständen wichtige Vorlagen und Berichte ins Plenum eingebracht, diskutiert und beschlossen werden mußten. Eine Vollversammlung als „das oberste legislative Organ, das an der Spitze des Ökumenischen Rates steht“, hätte nicht nur für ihre Wahlaufgaben Zeit haben dürfen, sondern vor allem für die „Festlegung der Richtlinien des Ökumenischen Rates und Überprüfung der Programme zur Ausführung der vorher angenommenen Richtlinien . . .“. Dazu aber geriet die Diskussion zu kurz, ein wirklicher Dialog konnte selten entstehen und viele Fragen konnten aus Zeitmangel gar nicht gestellt werden. Hier halfen den „Neulingen“ auch nicht die Erfahrungen der heimatlichen Synoden, zu spät erkannte man, daß „Profis“ immer bereits vorher Wortmeldungen beantragt hatten und sich deshalb äußern konnten. Zur stärksten Belastung wurde der Zeitdruck bei der Diskussion über die Erklärung zum Golfkrieg, die erst am letzten Tag vorgelegt wurde. Weder die Grundfrage der Stellung zum Krieg noch die des Pazifismus konnten theologisch durchdacht werden, schon einmal ausgesprochene Erkenntnisse von Seoul wurden per Abstimmung „erledigt“, und unser Verhältnis zu Israel kam unter dem Druck, eine Erklärung verabschieden zu müssen, kaum in den Blick der Vollversammlung.

Auch an einem anderen Punkt fühlten sich die Teilnehmer nicht als Delegierte ihrer Kirche ernst genommen: Erst in Canberra erfuhren sie, welcher Untersektion sie zugeteilt waren und welches Thema diese Untersektion behandeln würde. Damit hatte die Leitung der Vollversammlung selbst die Chance verschenkt, daß authentisches Material aus den Mitgliedskirchen zu gezielten Fragestellungen in den Prozeß einfließen konnte. Oder hatte man weder damit gerechnet, daß sich Delegierte gern konzentriert vorbereiten wollte noch daß in den Mitgliedskirchen vielerlei Arbeitsergebnisse vorliegen könnten?

Dieser Verdacht drängte sich auch auf, wenn z. B. das Dokument SE 0.1 „Gemeinsames Verständnis und gemeinsame Vision“ beginnt: „Ziel dieser Sitzung der Untersektionen ist es festzustellen, was der ÖRK in den Augen ökumenisch engagierter Menschen ist und was er sein könnte.“ Delegierte einer Vollversammlung sind sicher „ökumenisch engagierte Menschen“, aber hätten sie für einen geplanten Konsultationsprozeß nicht ein Votum ihrer entsendenden Kirchen mitbringen müssen?

An solchen und anderen Punkten haben wir gelernt, daß eine Vollversammlung ein Ereignis „sui generis“ ist, für das uns Vergleichskriterien fehlten. Es zeigte sich damit aber auch in Canberra wieder die alte Spannung zwischen einer „Versammlung des Volkes Gottes“ (manche sprachen von einem „Weltkirchentag“) und dem Entscheidungsgremium von Repräsentanten der Mitgliedskirchen. Immer facettenreichere Quotenregelungen ließen dies Problem nur schärfer erkennen, lösten es aber nicht.

Bestimmt ist es von großer Bedeutung, wenn der ÖRK auf die gleichgewichtige Repräsentanz von Frauen und Männern drängt bzw. die Jugend angemessen beteiligt. Auch wie wichtig es ist, daß Menschen mit Behinderungen ihren Beitrag zum Gesamten leisten können, ist allen in Canberra deutlich geworden.

Doch solange die Kirchen nicht jeweils in ihren eigenen Entscheidungsgremien diese „Quoten“ berücksichtigen, führt deren Durchsetzung in Gremien des ÖRK zur Verschiebung der Proportionen. Weder kann man die Zahl der Präsidenten weiter erhöhen, noch kann man nur von einem Teil der Mitgliedskirchen des ÖRK verlangen, sich an die Quotenregelungen zu halten. Hierbei geht es nicht vorrangig um „policy“, sondern um die Grundsatzfrage, wer für die Kirche sprechen darf, und diese Frage steht in allen Mitgliedskirchen nicht nur bei Nominierungen an.

Im zeitlichen Abstand treten diese enttäuschenden Erfahrungen in den Hintergrund, denn „am Ende ist es gelungen, frei zu werden, andere wahrzunehmen als Geschwister auf dem gemeinsamen Weg“ (so Landesbischof

Dr. Hempel in seinem mündlichen Bericht vor der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen). Sicher hat es Mühe gekostet, aber sie hat sich gelohnt.

3. Begegnungen

Diese „Geschwister auf dem gemeinsamen Weg“ werden in lebendiger Erinnerung bleiben, weil die Begegnungen ermutigen und ständige Herausforderung zu eigenem Denken und Tun bedeuten.

Das gemeinsame theologische Gespräch

Es gehört wohl zu den Wirkungen des Heiligen Geistes, daß in den Untersektionen und Sektionen bedenkenswerte Arbeitsergebnisse entstanden. Für die Untersektion III.2 z. B. waren rund 40 Delegierte, Beobachter und Berater eingestellt worden: kaum Nicht-Theologen, wenige Frauen, ein Jugenddelegierter – fast alle Doktoren, Dozenten, Professoren, Bischöfe, Erzbischöfe, Metropoliten, davon die große Mehrheit aus der nördlichen Hemisphäre. Sie sollten über „Koinonia and Unity“ nachdenken; wen wird es bei dieser Gruppenzusammensetzung wundern, daß der Berichterstatter nach zwei Vormittagen den Gesprächsstand folgendermaßen charakterisierte: „a collection of thoughts in order to search an idea“! Standpunkte wurden dargestellt, Probleme deutlich benannt, Positionen klar beschrieben, Toleranzgrenzen unüberhörbar markiert. Dennoch entwickelte sich daraus ein wirkliches Gespräch, in dem auf andere Traditionen und theologische Erkenntnisse gehört wurde, in dem man sich um Verständnis mühte. Die Liebe zu der einen Kirche Jesu Christi leuchtete durch, auch wenn man einander harte Fragen stellte nach der noch tolerierbaren bzw. der reich machenden Vielfalt, die zum Wesen der Kirche gehört. Nur dadurch wurde es möglich, daß diese Untersektionen die Vorlage der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung „Die Einheit der Kirche – Gabe und Berufung“ so intensiv beraten und dann der Vollversammlung in einer veränderten Fassung vorlegen konnte. Günther Gaßmann ist zuzustimmen, wenn er schreibt: „Ein Vergleich zwischen dem Text von Dunblane (d. h. der ursprünglichen Form) und der Erklärung von Canberra zeigt m. E., daß der Text von Dunblane differenzierter und systematischer konzipiert ist und Aspekte enthält (z. B. die Hinweise auf neue Trennungen in der Ökumene, auf Kirchen und Bewegungen, die außerhalb der ökumenischen Bewegung stehen, auf die Bedeutung der Verkündigung des Wortes Gottes für die Einheit), die bei der Überarbeitung herausgefallen sind.“⁶² Das Mühen der Untersektion galt jedoch dem verpflichtenden Gedanken der Gemeinschaft

(Koinonia), die Verschiedenheiten einbezieht. Außerdem waren sich alle Gesprächsteilnehmer einig, daß die Kirchen direkt angesprochen werden sollten. Denn die Kirchen müssen nun konkrete Schritte gehen und schon erreichte Einheit in kirchliches Handeln umsetzen. Deshalb wird u. a. aufgerufen:

- „– auf der Grundlage des Lima-Dokuments gegenseitig die Taufe anzuerkennen;
- auf die Anerkennung des apostolischen Glaubens zuzugehen, wie er durch das Glaubensbekenntnis von Nizäa-Konstantinopel im Leben und Zeugnis der anderen zum Ausdruck kommt;
- auf der Grundlage der Konvergenz im Glauben im Blick auf Taufe, Eucharistie und Amt Formen eucharistischer Gastfreundschaft zu erwägen, wo immer dies möglich ist; dabei erkennen wir gern an, daß auch diejenigen, die diese Sakramente nicht üben, an der geistlichen Erfahrung des Lebens in Christus teilhaben;
- auf eine gegenseitige Anerkennung der Ämter hinzuwirken;
- in Worten und Taten sich darum zu bemühen, ein gemeinsames Zeugnis vom Evangelium in seiner Ganzheit abzulegen;
- sich neu zu verpflichten, für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung zu arbeiten und dabei das Bemühen um sakramentale Gemeinschaft der Kirche enger mit dem Ringen um Gerechtigkeit und Frieden zu verbinden;
- Kirchengemeinden und Gemeinschaften zu helfen, das Maß an Gemeinschaft, das bereits besteht, am Ort in geeigneten Formen zum Ausdruck zu bringen.“

Der Besuch in australischen Gemeinden

In der ehemaligen DDR gehörte es zu den Chancen ökumenischer Tagungen, daß die Gemeinden durch Besuche der Gäste in die weltweite Gemeinschaft einbezogen werden konnten. Die Mühe der Planung solcher Besuche hatten wir gern auf uns genommen, denn alle wußten, wie wichtig für Besuchte und Besucher die persönliche Begegnung ist. Zu unserer großen Freude hielten auch die australischen Kirchen einen Austausch zwischen Delegierten und Gemeindegliedern für so wertvoll, daß sie Kosten und Mühe nicht scheuten, um intensive Treffen zu ermöglichen. Daß die Besuche zum Teil per Flugzeug angetreten wurden, bot zwar einigen Anlaß zur Kritik, war jedoch bei den australischen Entfernungen nicht anders zu organisieren. In echter ökumenischer Gemeinschaft war z. B. das Programm für mich vorbereitet worden und enthielt Gespräche mit Mitarbeitern, Gottesdienste und ein ökumenisches Gemeindetreffen. Die Gemeinden hatten mir

bereits durch zwei ihrer Vertreter in Canberra mitteilen lassen, was sie interessierte: die Vollversammlung und ihre Themen, vor allem aber auch die Veränderungen in unserem Land und die Rolle der Kirchen dabei. Es war bewegend zu spüren, wie stark an unserem Ergehen Anteil genommen worden war; nie hätte ich vermutet, so gezielte und kenntnisreiche Fragen gestellt zu bekommen und zu erfahren, daß Christen im fernen Australien für die Christen in der DDR gebetet haben. Es war gut, daß die politischen Ereignisse unseres Landes in Canberra kaum thematisiert wurden, doch die Versicherung der Fürbitte über Kontinente hinweg gehört auch zum Reichtum in der Ökumene. Wir deutschen Christen haben in den letzten Jahren wiederholt den Vorwurf gehört, zu stark auf den Ost-West-Konflikt fixiert zu sein. Das Gespräch mit australischen Gemeindegliedern hat mir gezeigt, daß trotz der veränderten Ost-West-Situation Fragestellungen bleiben und daß ein Interesse besteht zu erfahren, auf welche Weise Antworten gesucht und Konfliktlösungen angedacht werden.

Hören auf die Aborigines

Anders als die eben benannten Beispiele für „Begegnung mit Geschwistern auf dem gemeinsamen Weg“ löste die Begegnung mit den Ureinwohnern Australiens tiefes Erschrecken und Scham in mir aus. Unvorstellbar scheint es mir, daß noch in unserem Jahrhundert Weiße, die sich wahrscheinlich Christen nannten, Ureinwohner einfach „abgeknallt“ haben sollen – und doch bin ich im Zelt der Aborigines Menschen begegnet, die dies als Kinder selbst noch miterlebt oder von ihren Eltern berichtet bekommen hatten! Welch Verständnis von Mission hatten Christen, die Mischlinge ihren Aborigines-Müttern wegnahmen, um sie in Missionsschulen zu „Menschen“ zu machen? Als Europäerin sehe ich mich mit in dem Zusammenhang einer Schuld, die nicht abgetragen werden kann. Nur durch die Vergebung, die durch die Opfer selbst ausgesprochen wird, besteht Hoffnung auf eine gemeinsame Zukunft.

Und so waren Musik und Zeremonien der Aborigines in den Gottesdiensten für mich keine Folklore, sondern Zeichen dieser Vergebung und einer Hoffnung, die noch sehr verletzbar ist. Bei allem Nachdenken über unseren missionarischen Auftrag wird mich die Begegnung mit den Aborigines vor vollmundigen Reden bewahren. Die Nöte aller Urvölker fordern die Kirchen zum aktiven Eintreten für deren Menschenrechte heraus.

4. Fragestellungen

„Welche Botschaft haben Sie aus Canberra mitgebracht?“ wurde ich sehr direkt gefragt. Die Antwort fiel mir schwer, und ebensowenig konnte ich die

Frage beantworten: „Mit welchem Stichwort charakterisieren Sie diese 7. Vollversammlung?“. Auch einige Wochen nach Canberra sehe ich weniger vorweisbare klare Resultate als viel mehr Fragen, die uns gestellt sind. Es ist jetzt an uns zu artikulieren, wo wir herausgefordert werden. Wenn mitunter gesagt wird, „Europa kam in Canberra nicht vor“, so stimmt dies zwar nicht ganz, zeigt jedoch, daß europäische Themen nicht das Vollversammlungsgeschehen bestimmten. Das heißt aber keinesfalls, daß die verhandelten Themen uns weniger angingen oder bei uns bereits geklärt wären. Es zeichnet sich bei Auswertungen in unterschiedlichen Gruppen und Gremien ein gewisser Konsens ab, welche Fragen in unseren deutschen Kirchen bald bedacht werden müssen:

- die wechselseitige Durchdringung von Evangelium und Kultur,
- das Verhältnis von Einheit und/oder Erneuerung,
- die theologische Begründung der Ethik (einschließlich der Ökonomie und der Ökologie),
- die weitergehende Verpflichtung zum konziliaren Prozeß,
- die Bedeutung des Dialogs,
- das Wirken des Heiligen Geistes und das Wesen von Spiritualität.

Auch die Anlage der vorliegenden Ausgabe der Ökumenischen Rundschau zeigt diese Akzentsetzung. Da spezielle Artikel einzelnen Aspekten gewidmet sind, folgen der Aufgabenstellung gemäß nur einige „persönliche Erwägungen“.

Evangelium und Kultur

Die Themenstellung ist nicht neu, Canberra aber hat unüberhörbar gezeigt, daß eine Klärung nicht aufgeschoben werden darf. Der Ausdruck unseres Glaubens und die Kriterien unseres theologischen Urteils sind unauflöslich mit dieser Frage verknüpft.

Weshalb sonst wäre bereits am Anfang der Vollversammlung das Wort „Synkretismus“ so häufig aufgetaucht? Es war fremd für die Delegierten, zum Eröffnungsgottesdienst durch den Rauch eines Feuers zu gehen, das die Aborigines entfacht hatten und um das sie in alter kultischer Bemalung tanzten. Manche empfanden dies aber nicht nur fremd, sondern bedrohlich. Zur Erklärung sagte Bischof Malcolm, erster Bischof der Aborigines der Anglikanischen Kirche von Australien: „Wenn Sie das Gottesdienstzelt betreten haben, sind Sie durch Rauch gegangen, der von brennenden Blättern herrührt. Dieses ist ein Ritus, der in der Kultur und Religion der australischen Ureinwohner eng verbunden ist mit dem christlichen Ritus der Läuterung durch das reinigende Feuer des heiligen Geistes . . .“ Diese enge Zusammenschau von alter Religion und christlichem Glauben konnten viele nicht akzeptieren.

Zum Katalysator in dieser Frage wurde das Referat von Frau Dr. Chung, die ihren Vortrag bewußt kontextuell angelegt hatte. Sie sprach als eine asiatische Frau, die ihre Identität in der koreanischen Minjung-Theologie gefunden hat und eine Fülle leidvoller Erfahrungen in ihre theologische Reflexion einbezog.

Leider war keine Plenardiskussion eingeplant, obwohl gerade dieser Beitrag zum Nachdenken herausforderte. Die einzige Gesprächsmöglichkeit wurde für die Zeit anberaumt, in der Delegierte zu Gemeindebesuchen unterwegs waren. Durch fast zwei Jahrtausende ist Theologie in abendländischen Denkkategorien getrieben worden, diese Denk- und Sprachstruktur wurde von uns Europäern – oft unbewußt – absolut gesetzt. In dem Maße, wie Theologen anderer Kontinente sich der Denk- und Sprachstruktur ihrer Kulturen bedienen, wird uns die Durchdringung von Evangelium und Kultur schlagartig bewußt.

Der mutige und herausfordernde Ansatz von Frau Dr. Chung, eine eigene, von ihrer koreanischen Kultur geprägte Theologie zu entwickeln, stellt uns die Frage, wie weit wir bei der Weitergabe des Evangeliums westliche Kultur mitverkündigt haben. Die Frage einer „kontextuellen Theologie“ wird risikoreich und notwendig zugleich bleiben. Der Bericht der Sektion III spricht von dem historischen Ausdruck, den das Evangelium in vielen Kulturen findet. „... Diese Inkarnation mahnt die Kirchen zum ernsthaften Dialog mit den jeweiligen Kulturen. Es ist wichtig, bei der Suche nach einer kontextuellen Anwendung die nationalen und ethnischen Identitäten zu achten und die Einheit der Kirche zu wahren...“⁴³

Die beiden Hälften des letzten Satzes markieren Spannungspole, die in dieser schriftlichen Form mit einem schlichten „und“ überbrückt werden. Wieviel theologische und geistliche Hörbereitschaft dies im konkreten Fall erfordert, haben die Reaktionen auf das Referat von Frau Chung gezeigt. An uns bleibt die Frage, ob wir unsere – durch die abendländische Kultur geprägte – Theologie als allein gültiges Maß benutzen, mit dem wir andere Theologien messen. In dieser Zeit, in der wir in zunehmendem Maß mit Menschen zusammenleben werden, die aus anderen Kulturkreisen kommen, werden wir uns sorgsam in Gespräch und Verkündigung unsere eigenen Voraussetzungen bewußt machen müssen. Von daher gewinnen die Themen von Mission und Dialog neues Gewicht.

Die Frage nach der Einheit

„Einheit oder Erneuerung? – Versöhnte Vielfalt in der Zerreißprobe“ war eine auswertende Gesprächsrunde in der Evangelischen Akademie Berlin (West) überschrieben. In dieser Formulierung spiegelt sich die Sorge wider,

daß das Streben nach Einheit notwendigerweise soviel Statik bedingt, daß Bewegung verhindert wird. In Canberra wurde befürchtend gefragt, ob sich die Kirchen bloß noch auf den kleinsten gemeinsamen Nenner einigen würden, um überhaupt zusammenzubleiben, und daß weiterführende Impulse im Keim erstickt würden, wenn nur noch neutrale Aussagen gemacht würden, mit denen sich alle einverstanden erklären. Es war nicht zu überhören und zu übersehen, daß die echte Einmütigkeit des Aufbruchs von Amsterdam nicht mehr vorhanden ist. „Ohne Vision verkümmern die Menschen“ überschrieb die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung deshalb auch ihre Plenarveranstaltung und wollte damit zu neuem Vorwärtsdenken anregen. Auch der Bericht von Sektion III „Geist der Einheit – versöhne dein Volk!“ setzt aller verständlichen Resignation zum Trotz mit dem Gedanken der gegebenen Einheit ein. „Als wir in Sektion III über das Leben der Kirche nachdachten, erkannten wir, daß Christen die Wahrheit auf verschiedene Weise sehen und doch gleichzeitig alle in der Kraft des Heiligen Geistes vereint sind. Die reiche Vielfalt der Erkenntnisse und Ausübungsformen ist eine Gabe des Heiligen Geistes.“⁴

Aber es wäre unrealistisch und unehrlich, die tiefen Risse zu vertuschen und uns über alte und neue Trennungen hinwegzumogeln. Nur ein „gewisses Maß an Gemeinschaft“ wird festgestellt und daß die Kirchen es unterlassen haben, daraus für ihr Leben Konsequenzen zu ziehen. „Sie haben sich damit zufriedengegeben, in der Trennung zu koexistieren.“⁵

Erwarten die Kirchen, erwarten wir selbst vom Geist Gottes, daß er das Neue, das Unerwartete in die Kirche bringt? Erlaubt uns diese Erwartung, für neue Möglichkeiten und Erkenntnisse offen zu sein? Nur das Vertrauen auf das Wirken Gottes und die Vergebung durch Christus stiften Gemeinschaft. Zur Gemeinschaft gehört auch Buße, Umkehr; doch davon war relativ wenig wahrnehmbar, statt dessen spürte ich mitunter Aggressivität und schwer zu ertragende Schuldzuweisung. Wie oft war dies am schmerzlichsten bei der Frage des gemeinsamen Abendmahls. Als Emilio Castro vom Manuskript seines Berichtes als Generalsekretär abwich und leidenschaftlich das Skandalon der Trennung im Heiligen Abendmahl ansprach (sinngemäß: „dies muß die letzte Vollversammlung ohne Abendmahlsgemeinschaft sein . . .“), rief er damit den Einspruch der orthodoxen Delegierten hervor. In dem Papier „Überlegungen orthodoxer Teilnehmer, gerichtet an die Siebte Vollversammlung“ heißt es dazu: „Die Orthodoxen bedauern sehr, daß ihre Haltung im Blick auf die eucharistische Gemeinschaft von vielen Mitgliedern des ÖRK mißverstanden worden ist, die glauben, daß die Orthodoxen zu Unrecht darauf bestehen, daß man *von eucharistischer*

Gemeinschaft absehe. Die Orthodoxen bitten ihre Brüder und Schwestern im ÖRK erneut zu verstehen, daß dies eine Frage der Einheit im Glauben und der grundlegenden orthodoxen Ekklesiologie ist und von einer triumphalistischen Haltung keine Rede sein kann. Für die Orthodoxen ist die Eucharistie der höchste Ausdruck der Einheit und nicht ein Mittel, um zur Einheit zu gelangen.“⁶

Belastend für alle nicht-orthodoxen Delegierten war es, daß die Orthodoxen für ihre theologische Haltung Verständnis erwarten, aber daß sie selbst wenig Bereitschaft zeigten, andere zu verstehen. Es war verletzend, wie bei der Chrysostomos-Liturgie – einer der Morgengottesdienste – *expressis verbis* allen Nicht-Orthodoxen die Teilnahme an der Eucharistie verweigert wurde. Wie werden wir auf dem Weg zur Einheit vorankommen, die nicht nur statisch festschreibt und damit auch ausgrenzt, sondern die auf Christus zentriert lebendig wächst? Zum einen hoffe ich auf die Intensivierung der theologischen Arbeit in „Glauben und Kirchenverfassung“, die auch die Orthodoxen wünschen und einfordern. Zum anderen hoffe ich, daß die Mitgliedskirchen selbst die Schritte aufeinander zugehen, die längst möglich sind. Für die Kirchen in Deutschland bedeutet dies für mich, keinesfalls hinter die im konziliaren Prozeß erreichte Gemeinschaft zurückzufallen, sondern *alles*, was gemeinsam getan werden kann, auch wirklich gemeinsam zu tun.

5. Weiterarbeit

Die Delegierten, die sich für die Impulse zu einer Weiterarbeit mitverantwortlich fühlen, stellen übereinstimmend fest, daß der Bedarf an Berichten nicht groß und das Echo unterschiedlich ist. Dafür gibt es verschiedene und auch einleuchtende Gründe. Aber gerade die Herausforderung und die Fragen der Vollversammlung können uns Mut machen, die eigene Situation nicht isoliert zu betrachten. Wir werden eigene Fragen unter unseren neuen deutschen Gegebenheiten aufarbeiten müssen (z. B. was bedeutet der in Canberra nur kurz angesprochene „Wegfall der Systeme“?). Wir werden uns mit Phantasie und Leidenschaft dafür einsetzen müssen, daß das Reden vom konziliaren Prozeß nicht zu einer leeren Hülse verkümmert. Wir werden in der Gemeinschaft der christlichen Kirchen um Versöhnung, Erneuerung und engere Gemeinschaft durch Gottes Heiligen Geist bitten. Die Ökumenische Versammlung sagte „Eine Hoffnung geht weiter . . .“

ANMERKUNGEN

- ¹ Vgl. Johannes Hempel, Hoffnungen auf Canberra 1991, in: ÖR 4/90, 389ff.
- ² ÖR 2/91, 180.
- ³ Im Zeichen des Heiligen Geistes. Bericht aus Canberra 1991, hrsg. von Walter Müller-Römheld, Frankfurt 1991, 101.
- ⁴ Ebd. 100.
- ⁵ Ebd. 174.
- ⁶ Ebd. 282 sowie Beiheft zur ÖR 63, IV.

Abwägungen

VON LOTHAR COENEN

Noch ehe die Vollversammlung des Ökumenischen Rates im Februar in ihre Schlußphase eintrat, prophezeiten und befürchteten manche, dies werde möglicherweise überhaupt die letzte derartige Veranstaltung sein. Andere sahen, mitten in allen Verwirrungen doch schon die Konturen einer neuen Phase der ökumenischen Bewegung, die wengleich noch in Geburtswehen steckende Themenbenennung für die Wegstrecke ins nächste Jahrtausend der Menschheitsgeschichte. Was bleibt von ihr außer dem Nachklingen der Gesänge, den einprägsamen Bildern der Aborigines und den bunten Kleidungen, den gewonnenen neuen Freundschaften, nachdem die Papiere geordnet, die Zeitungsartikel abgelegt und die alten Fronten und Einschätzungen wieder in Kraft gesetzt sind?

Es ist Zeit zur Abwägung; für mich auch deshalb, weil Canberra zugleich eine Zäsur nach 13 Jahren intensiver Arbeit für die ökumenische Einbindung und Platzsuche der EKD im Gesamtzusammenhang der einen Kirche Christi in der Welt war. Die Gründung des Ökumenischen Rates 1948, derer wir 1988 bei der Zentralaussschußsitzung in Hannover gedachten, fiel in die Anfangszeit meines Theologiestudiums und der Anbahnung ökumenischer Kontakte. Die nächsten Vollversammlungen erlebte ich aus der Perspektive eines Pfarrers in ökumenisch engagierten Gemeinden, die sie in der Vorbereitungszeit begleiteten und hernach in ortsgängige Münze umzusetzen versuchten, was sie angestoßen hatten. An den drei letzten habe ich selbst als Delegierter und dann als Verantwortlicher für die Vorbereitungen in der EKD und Begleiter ihrer Delegation teilgenommen und ihre Auswertung mitbetrieben. Der Ökumenische Rat, seine Kommissionen und sein Zentrum waren das überwiegende, Kraft fordernde, aber auch Impulse gebende